

der kaiserlichen Residenz unter der nachmaligen Domvierung. Ob die Frauenportraits mit Nimbus (heute im Bischöflichen Museum) wirklich Mitglieder der kaiserlichen Familie (so Kempf 1978) zeigen oder nicht – die seit dem 9. Jh. überlieferte Tradition, Kaiserin Helena habe ihr Haus Bischof Agritius geschenkt, der es dann in eine christliche Kirche verwandelte, gewinnt an Gewicht. Die erste Nordkirche muß nach Ausweis umfangreicher Fundamentzüge mit einem einfachen Rechteckchor in Mittelschiffsbreite geplant (auch vollendet?) gewesen sein und ging darin mit der Südkirche konform. Möglicherweise bereits in konstantinischer Zeit begann man den Chor der Nordkirche nach Osten zu erweitern, um der neuen Memoria einen angemessenen architektonischen Rahmen zu geben (?). Die zusammenhängende Deutung der von Kempf ergrabenen Fundamentzüge, die mehrere Planungsstadien zwischen dem ersten konstantinischen Rechteckchor und der Errichtung des valentinianisch-gratianischen Quadratbaus anzudeuten scheinen, macht der Forschung größte Schwierigkeiten und führte verwerrenderweise zu unterschiedlichen Zählweisen der aufeinanderfolgenden Bauten.

Erst mit dem seit 364 unter den Kaisern Valentinian I. und Gratian errichteten Quadratbau gewinnen wir sicheren – hauptsächlich von Wilmowsky bereiteten – Boden. Bis in Fragen der marmornen Wandverkleidung, der Mosaiken und der Bemalung der hölzernen Decken (vgl. den Beitrag W. Webers) sind wir durch zuverlässige Befunde wohlunterrichtet. Dasselbe gilt für die Wiederherstellung des Quadratbaus unter Bischof Niketius (525–566) nach den Zerstörungen der Völkerwanderungszeit; innerhalb der weitgehend aufrecht gebliebenen alten Umfassungsmauern ließ er anstelle der zerstörten, heute in Sturzlage zugänglichen Syenitssäulen Kalksteinsäulen aufstellen und neue Schwibbögen einziehen. All dies gibt sich unter der dünnen Schlemme der letzten Domrestaurierung deutlich wieder zu erkennen.

Wilhelm Schlink

Seit Erscheinen des Inventarbandes zum Trierer Dom in der Reihe der „Kunstdenkmäler der Rheinprovinz“ – der letzten großen Baumonographie – sind inzwischen mehr als fünfzig Jahre vergangen, Jahre, die Kriegsbeschädigung, anschließenden Wiederaufbau mit gleichzeitiger Grabung und eine eingreifende Renovierung in jüngster Zeit umfassen. Neue Erkenntnisse zur mittelalterlichen Baugeschichte des Domes finden sich im zu besprechenden Abschnitt des Aufsatzes von J. Zink indessen eher spärlich. Selbst der Einsatz neuer Methoden (so der Dendrochronologie) und eine intensiviertere Beobachtung (z. B. der Steinmetzzeichen am spätromanischen Ostchor) brachten allenfalls kleinere Verschiebungen und Korrekturen, die jedoch immer im Rahmen einer Präzisierung des bereits 1931 vorgelegten Grundgerüsts der Domchronologie liegen. Dies mag, soweit es die Zeit vor den popponischen Baumaßnahmen, also das ganze 10. Jh. betrifft, vor allem auf den ungenügenden Publikationsstand im Bereich der langjährigen Grabungstätig-

keit zurückzuführen sein; zuallererst spricht es doch wohl für die Qualität des Inventarbandes. Wenigstens beim aufrecht stehenden mittelalterlichen Baubestand scheint die Grenze der Aussagemöglichkeiten schon seit längerem erreicht zu sein; die meisten im Inventar offengebliebenen Fragen sind auch heute noch weit von einer Klärung entfernt. Deutlich wird stattdessen der Hang erkennbar, die Baugeschichte über Gebühr zu verkomplizieren, d. h., aufgrund noch nicht erklärter Ungereimtheiten verwickelte Bauabfolgen zu rekonstruieren, deren Beweisgang sich bei näherer Betrachtung meist als wenig stichhaltig erweist. Dieser Versuchung erliegt auch Zink an einigen Stellen, sei es bei der Übernahme bereits formulierter Meinungen, sei es bei eigenen Untersuchungen wie denen zum Ostchor.

Bautätigkeit zwischen dem Normannensturm und dem Regierungsantritt Erzbischof Poppo (882–1016)

Wie schon angedeutet, bestehen die größten Unklarheiten auch heute noch in denjenigen Bereichen, die nur archäologisch erschlossen werden können. Zu diesen gehört die Bautätigkeit des 10. Jhs., von der oberirdisch so gut wie nichts mehr erhalten ist. Vor einer abschließenden Wertung muß deshalb die Gesamtpublikation der Grabungen abgewartet werden, da die bisherigen Veröffentlichungen in der Regel nur Einzelprobleme behandeln bzw. nicht detailliert belegte Rekonstruktionen vorstellen. Wirklich gesichert ist nur die kreuzförmige Ummantelung der beiden nördlichen Freistützen im römischen Quadratbau um 989/90, und zwar durch dendrochronologische Datierung waldkantiger Rüsthölzer. Die Ummantelungen waren bisher allesamt Poppo zugeschrieben worden.

Der Wiederaufbau nach der Zerstörung 882 soll in zwei Etappen erfolgt sein: Zunächst die Wiederherstellung des römischen Quadratbaus unter Vermauerung seiner westlichen Öffnungen und Einfügung einer Krypta, anschließend der völlige Neubau der sogenannten Nordbasilika, also der westlichen Verlängerung des Quadratbaus, die allerdings nie fertiggestellt und im 11. Jh. bereits wieder abgebrochen worden sein soll. Gesichert ist das alles nicht. Die Datierung von Krypta und Bogenvermauerung um 910 stützt sich auf ein Stück Holzkohle aus dem Mörtel der Kryptenwestwand, dessen letzter erhaltener Jahresring dendrochronologisch auf das Jahr 886 festgelegt werden konnte. Schon E. Hollstein, der alle Holzuntersuchungen durchgeführt hatte, nahm sogleich an, daß nur etwa 20–30 weitere Jahresringe bis zur Waldkante verlorengegangen seien. Da an der Probe sogar die Splintgrenze fehlt, bleibt seine Vermutung unbewiesen. Zudem zeigen Anobienfraßgänge im Holz an, daß die Verkohlung nicht im frischen Zustand stattgefunden hat, das Stück also nicht direkt nach der Fällung in den Mörtel gelangt sein kann. Damit verliert dieses Indiz jegliche Beweiskraft, was im Grunde gar nicht unwillkommen sein dürfte, da die postulierte Zweiperiodigkeit der Krypta ohnehin recht bemüht wirkt.

Nicht erst seit Erscheinen des Inventarbandes wird die Krypta, die aus einem

breiten Mittelschiff, zwei schmalen Seitenschiffen und einem westlichen Querschiff besteht, den unter Poppo ausgeführten Baumaßnahmen zugewiesen, zwei übereinanderliegende Reihen von je vier Rundfenstern in der Westwand und ein bei der Wiederherstellung 1900 ergrabenes Längsfundament auf der Mittelachse als Überreste einer ersten, nicht verwirklichten Planung mit vier gleich breiten Schiffen gedeutet. Erst die Entdeckung der um 910 datierten Holzkohle in der Westwand führte dazu, die vierschiffige Anlage als einen tatsächlich ausgeführten älteren Zustand anzusehen, der im 11. Jh. durch einen weitgehenden Um- oder Neubau seine heutige, 1900 wieder rekonstruierte Gestalt erhielt. Abgesehen davon, daß diese Annahme bisher nicht durch Baubefunde unterstützt werden konnte, spricht vielmehr direkt gegen sie, daß sich die Nordwand der heutigen Krypta gegen die bereits verputzte, um 990 entstandene Ummantelung der nordöstlichen Freistütze lehnt. Da die Nordwand der angenehmen Vorgängerkrypta aufgrund der Schiffsbreiten und der Fensteranordnung in der Westwand an gleicher Stelle wie die heutige gestanden haben müßte, wird eine Datierung um 910 für diese Anlage hinfällig. Bevor keine neuen, gewichtigen Befunde zutage treten, wird man deshalb getrost an der bisherigen Einordnung in popponische Zeit (einschließlich eines Planwechsels) festhalten dürfen.

Mit der Frühdatierung der Krypta fällt auch die der Westwandvermuerungen, die ohnehin nur mit Hilfe eines Mörtelvergleichs zustande gekommen war. Im Gegensatz zur Krypta könnte der Abschluß des Quadratbaus nach Westen aufgrund allgemeiner Erwägungen auch weiterhin dem Wiederaufbau nach 882 zuzurechnen sein. Gänzlich unklar sind Zeitstellung und Aussehen der von Th. K. Kempf ergrabenen „Nordbasilika“, ebenso die Frage, ob sie bei ihrer Beseitigung für den popponischen Westbau tatsächlich noch unvollendet war.

Bautätigkeit unter Erzbischof Poppo (2. V. 11. Jh.)

Die Dimensionen wie die äußere Erscheinung des heutigen Domes bestimmt in wesentlichen Teilen der popponische Um- und Erweiterungsbau. Ihm zugerechnet werden verschiedene Änderungen am römischen Bestand und vor allem die Verlängerung um zwei Joche nach Westen, die den rhythmischen Jochwechsel des Quadratbaus aufnimmt und zu dem vorgelagerten Platz hin eine prachtvolle Fassade ausbildet. Der gut erhaltenen Bausubstanz ist es im Verein mit einer ergiebigen Quellenlage zu verdanken, daß – abgesehen von einer gesicherten Rekonstruktion des Innenraums – kaum noch Unklarheiten über den popponischen Bau bestehen. Der heutige Kenntnisstand war allerdings schon 1930 weitgehend erreicht. Allein bei der Feindatierung des Westbaus haben sich in jüngster Zeit einige nicht unbedeutende Verschiebungen ergeben.

Die *Gesta Treverorum* berichten, daß der Bau bei Poppo's Tod im Jahre 1047 „*ad hastae longitudinem*“ in die Höhe gewachsen war. Die ältere Forschung schloß aus diesem Passus, der weitaus größte Teil des Westbaus sei erst unter Poppo's Nachfolgern entstanden, zumal auch für diese mehrere Baunachrichten vorliegen.

Die dendrochronologische Untersuchung von mehr als 50 Rüsthölzern und Schalbrettern während der letzten Restaurierung hat nunmehr eine präzise Chronologie ergeben, die eine fast geschloßweise Datierung des ganzen Westbaus erlaubt – sie gehört ohne Zweifel zu den spektakulärsten Leistungen der Dendrochronologie in den rund zwei Jahrzehnten ihrer Anwendung überhaupt. Die einzelnen Bauabschnitte lassen sich jetzt genau eingrenzen: a) Gegen 1040 Baubeginn, bis 1047 (Poppos Tod) Fertigstellung des Westbaus bis etwa zum Kranzgesims; b) ca. 1053–1056 Bau des Nordturms (unter Erzbischof Eberhard); c) ab 1074 Weiterbau des Südturms (unter Erzbischof Udo, der auch in den *Gesta Treverorum* als Vollender des Westbaus gilt).

Ein interessanter Wandel in der Kunstgeschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte sei hier am Rande vermerkt. Während der popponische Dom im Schrifttum seit den 60er Jahren selbstverständlich – und historisch richtig – als salischer Bau erscheint, wird er in früheren Werken (so bei Jantzen und noch 1958 bei Grodecki) der ottonischen Architektur zugerechnet – begründete Korrektur einer Epochen-grenze oder Hinweis auf die Fragwürdigkeit der Verknüpfung stilgeschichtlicher Entwicklungen mit wechselnden Herrscherhäusern?

Bau des Ostchores und Langhauseinwölbung (ca. 1160–1220)

Im Gegensatz zum popponischen Westbau existieren für die Baumaßnahmen des 12. und 13. Jhs. kaum gesicherte Daten. Quellenmäßig belegt sind nur der Baubeginn unter Erzbischof Hillin (1152–69) und eine Hochaltarweihe im Jahre 1196. Auch die dendrochronologischen Untersuchungen anlässlich der jüngsten Renovierung konnten außer einigen spät datierten Rüsthölzern in den Freigeschossen der Osttürme (1211) und in den Gurtbögen des Langhauses (1217) nichts zur Klärung des Bauablaufs beitragen. Alle Äußerungen zum Ostchor berufen sich deshalb vorrangig auf den Baubefund, wobei im Inventarband stilistische Kriterien im Vordergrund stehen, während Zink in seinem Aufsatz „*Bemerkungen zum Ostchor der Kathedrale von Verdun und seinen Nachfolgebauten*“ (s. o.), der eine kleine Bau-monographie des Trierer Domostchores enthält, gleiches Gewicht den bauarchäologischen Beobachtungen und den Steinmetzzeichen zumißt. Da der letztgenannte Aufsatz im zu besprechenden Werk nur kurz referiert, seine Ergebnisse als endgültig dargestellt werden, ist es an dieser Stelle notwendig, auch auf ihn kurz einzugehen.

Im Anschluß an seine Rekonstruktion des Verduner Chores, die sich durch zwei übereinanderliegende Galerien – eine innere unten, eine äußere oben – zwischen Hauptfensterzone und Traufgesims von allen früheren Rekonstruktionsversuchen unterscheidet, meint Zink, auch für den Trierer Chor (*Abb. 5*), der in Grundriß und Gesamtanlage dem Verduner (*Abb. 6a*) gleicht, zwei Galerien als ursprünglichen Zustand nachweisen zu müssen. Seine Bauanalyse, teilweise von der des Inventarbandes abweichend und auf jeden Fall präziser als diese, gelangt zu einer Einteilung in zwei Bauperioden mit insgesamt vier Bauphasen: Die beiden ersten

Phasen, nach dem gleichen Plan ausgeführt und nur durch geringe Abweichungen in der Bauzier sowie durch andere Steinmetzzeichen voneinander unterschieden, bilden die erste Bauperiode (bis zum Abschlußgesims über der Hauptfensterzone der Apsis); die dritte, mit neuen, „rheinischen“ Formen, jedoch noch immer nach dem alten Plan und schließlich die vierte, angeblich einem neuen Plan folgende Phase gehören der zweiten Bauperiode an. Die spitzfindige Interpretation der Befunde läßt sich hingegen nur mit dem von ihm angestrebten Ziel erklären. Zink stellt nämlich die These auf, der Ostchor sei schon in Phase 2 völlig – und zwar mit den beiden Galerien – fertiggestellt, wegen schwerer Bauschäden jedoch in Phase 3 teilweise wieder abgetragen (1975 noch „eingestürzt“) und zunächst in der alten, ab Phase 4 dann in der heutigen Form erneuert worden. Als Beweis dafür zieht er zwei Argumentationsstränge, von denen der erste den nachträglichen Umbau, der zweite die ursprüngliche Existenz der beiden Galerien belegen soll. Der erste stützt sich vor allem auf die Beobachtung, daß im Bereich der unteren Turmemporen die Kapitelle und Bögen der Öffnungen zum Chor sowie die Gewölbe aufgrund der Bauzier und der Steinmetzzeichen eindeutig zur dritten Phase gehören, während sonst die Grenze zwischen zweiter und dritter Phase wesentlich höher liegt. Dies deutet allerdings nicht „zwingend“, wie Zink meint, auf einen späteren Umbau, sondern entspricht dem durchaus üblichen Bauverfahren, zunächst die Außenmauern aufzuführen und erst danach die Arkaden einzuziehen. Auf die weiteren von Zink herangezogenen Befunde kann im vorgegebenen Rahmen nicht näher eingegangen werden, doch läßt sich immerhin soviel sagen, daß weder die Existenz der oberen Turmemporen bereits in Phase 2 noch eine mit dem „Umbau“ in Phase 3 verbundene Erhöhung der unteren Emporengewölbe am heutigen Baubestand eindeutig zu verifizieren ist.

Der zweite Argumentationsstrang geht von zwei bisher nicht beachteten, heute funktionslosen Treppen in den oberen Turmemporen aus, die wegen ihrer unterschiedlichen Anlage und Länge den beiden – ansonsten durch nichts nachgewiesenen – Galerien zugeordnet werden. Die Galerien wären demnach im Konzept der dritten Phase noch beibehalten und erst in der vierten Phase aufgegeben worden. Nun sind die Treppen allein ein etwas dürftiger Beleg für eine derart gewagte Hypothese, zumal sie noch nie genau untersucht werden konnten, was vor allem im Hinblick auf ihr Verhältnis zum umgebenden Mauerwerk interessant wäre.

Als Ergebnis bleibt festzuhalten, daß ein Umbau des bereits fertiggestellten Chores nicht stichhaltig bewiesen werden konnte, sondern ein kontinuierlicher Aufbau der einzelnen Bauphasen auf das jeweils Vorhandene – also die bisherige Ansicht – durchaus weiterhin denkbar ist. Die Planung zweier übereinanderliegender Galerien stellt eine nicht widerlegbare Hypothese dar, was allerdings noch nichts über ihre tatsächliche Ausführung besagt. Nachdem Hans-Günther Marschall in seiner jüngst vorgelegten Baumonographie zur Kathedrale von Verdun (*Die Kathedrale von Verdun. Die romanische Baukunst in Westlothringen – Teil 1* – Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, Bd 32, Saarbrücken 1981) die für den dortigen Ostchor erfolgte Rekonstruktion mit zwei Galerien u. E. eindeutig

und endgültig ausgeschlossen hat, besteht auch kein unmittelbarer Anlaß mehr, in Trier nach solchen zu suchen. Abgesehen von der präziseren Bauanalyse ist damit auch beim Ostchor der heutige Forschungsstand noch immer der des Inventarbandes.

Hans-Hermann Reck

HANS-GÜNTHER MARSCHALL, *Die Kathedrale von Verdun. Die romanische Baukunst in Westlothringen – Teil I* (Veröffentlichungen des Instituts für Landeskunde im Saarland, Bd. 32), Institut für Landeskunde im Saarland, Saarbrücken 1981. 209 Seiten, 88 Fig. und zahlreiche Abb. auf 115 Tafeln

Seit der großen Monographie von Charles Aimond (*La cathédrale de Verdun. Etude historique et archéologique*. Nancy 1909; ders., *La cath. de V. Verdun* 1926; ders., *Notre-Dame de V. Bar-le-Duc* 1933) und dem Beitrag von Etienne Fels im *Congrès archéologique* 1933 (S. 391–418) hat sich die Forschung nicht mehr mit der Gesamtanlage, sondern nur noch mit Teilbereichen der Kathedrale von Verdun befaßt (Norbert Müller-Dietrich, *Die romanische Skulptur in Lothringen*. München 1968; Jochen Zink, Bemerkungen zum Ostchor der Kath. von V. und seinen Nachfolgebauten. *Trierer Zeitschrift* 38, 1975, S. 53–222).

Wie voreilig es indessen gewesen ist, die Ergebnisse der älteren Forschung zur Frühgeschichte der Verduner Kathedrale mehr oder weniger ungeprüft auf sich beruhen zu lassen, zeigt die 1976 von Hans-Erich Kubach angeregte und 1979 abgeschlossene Dissertation von Marschall. Seine Arbeit verfolgt vorrangig zwei Ziele: sie will die Baugeschichte der Kathedrale möglichst detailliert darstellen und (durchweg unter Beschränkung auf die dem Bauwerk noch abzulesenden Spuren) eine zeichnerische Rekonstruktion des romanischen Bauzustandes, insbesondere der Ostteile, vorlegen. Ausdrücklich wird auf das „in dieser Arbeit strikt eingehaltene Prinzip (verwiesen), keine Analogieschlüsse zur Beweisführung einer Annahme heranzuziehen“ (S. 145).

Diese Beschränkung hat offensichtliche Vor- und Nachteile. Sie gibt dem als Maurer und Architekt ausgebildeten Kunsthistoriker Marschall reichlich Gelegenheit zu akribischer Bauanalyse, welcher die in der Praxis vertieften Erfahrungen des Autors spürbar zugute kommen, und sie ermöglicht letztlich auch die zahlreichen, zum großen Teil auf neuen Vermessungen beruhenden, maßstäblichen Profilschnitte, Baurisse und Rekonstruktionen, die die Ergebnisse der Dissertation in aller wünschenswerten Klarheit und Genauigkeit veranschaulichen – wobei überhaupt die großzügige, den (notgedrungen nicht immer leicht verständlichen) Text gut illustrierende Bebilderung Hervorhebung verdient.

Bleiben (bei erheblich schwankender Qualität der fotografischen Dokumentation) in dieser Hinsicht kaum Wünsche offen, so lassen sich doch Vorbehalte prinzipieller Art nicht völlig unterdrücken. Der Kunsthistoriker wird sich jedenfalls nur